

KRISTINA STEFFAN | Land in Sicht

Kristina Steffan im Gespräch

Wenn es nach Lotta ginge, sollte ihr Leben so bleiben, wie es ist. Doch als ihre Oma stirbt, ändert sich schlagartig alles ...

Oh ja. Lotta erbt zusammen mit ihrer Schwester Lea das Haus der Oma, mit dem sie viele Kindheitserinnerungen verbindet. Lotta trauert, muss einen Umzug organisieren und sich mit ihrer Schwester arrangieren. Keine leichten Aufgaben, denn Lea ist grundsätzlich dagegen, kommt immer zu spät und kümmert sich um nichts. Und das gemütliche Häuschen hat einen zarten Renovierungstau von einigen Jahrzehnten. Am Anfang des Romans ahnt Lotta noch gar nicht, wie viel Aufregung da wirklich auf sie zukommt – denn in all dem Chaos begegnet sie auch noch einem Grafen, der gar keiner ist ...

Was mögen Sie an Lotta am liebsten?

Ihren Mut. Mir gefallen mutige Protagonisten. Jetzt könnte man glauben, das läge ja in meiner Hand, aber das stimmt nicht. Manche Figuren weigern sich einfach, ihren Job in der Geschichte zu erfüllen. Da guckt man dann als Autorin recht blöd aus der Wäsche und muss sich etwas einfallen lassen. Bei Lotta war das zum Glück nicht so.

Wo und wie schreiben Sie?

Ich brauche zwei Dinge zum Schreiben: Ruhe und Kaffee. Beides finde ich in meinem Büro. Manchmal allerdings schnappe ich mir meinen Laptop, gehe in ein Café und fahnde dort nach Inspiration. (Sollten Sie mal eine blonde Frau mit verzweifelter Miene vor einem Laptop sitzen sehen: Das könnte ich sein. Bitte sprechen Sie mich an, vielleicht bringen Sie mir den gesuchten Funken der Inspiration!)

Über die Autorin

Kristina Steffan lebt und schreibt in Norddeutschland. Im Diana Verlag erschienen ihre Romane *Nicht die Bohne!* und *Land in Sicht*. Als Kristina Günak ist sie die Autorin der Elionore-Brevent-Serie *Eine Hexe zum Verlieben*. Mehr erfahren Sie unter www.kristina-steffan.de.

Kristina Steffan

Land in Sicht

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 06/2014
Copyright © 2014 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Dr. Katja Bendels
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © plainpicture/Lubitz + Dorner
Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35778-5

www.diana-verlag.de

Kapitel 1

Oma ist tot!«

»Hm?«, nuschte ich in mein Handy und sitze im nächsten Moment kerzengerade im Bett. Verwirrt blinzele ich in das gedämpfte Licht meiner Nachttischlampe. Es ist drei Uhr. Nachts.

»Mama. Ich habe doch letzte Woche noch mit ihr Schnitzel gegessen.« Was für ein Gedanke. Meine Oma kann nicht sterben. So etwas tun nur andere Omas.

»Nun ist sie tot«, sagt meine Mutter mit tränenerstickter Stimme und schnaubt dann so beherzt ihre Nase, dass ich fast einen Hörsturz erleide. Der Schmerz in meinem Gehörgang fegt allerdings den letzten Rest von schläfriger Verwirrtheit weg.

»Was ist passiert?«, unterbreche ich das Schluchzen meiner Mutter unsanft, aber sie antwortet nicht, sondern weint vorerst nur weiter.

Es ist natürlich ausgeschlossen, dass auch ich mich jetzt heulend um mein Handy krümme. Das tut ja schließlich meine Mutter schon.

Wir haben da bei den Frauen der Familie Ellenberg eine klare Aufgabenteilung. Meine Mama weint, meine kleine Schwester ist dagegen, und ich nehme die Dinge in die Hand.

Aus diesem Grund bekommt meine Stimme plötzlich wie-

der, trotz der nachtschlafenden Zeit, diesen sehr geschäftigen Ton. Absolut unpassend, falls meine Oma wirklich tot sein sollte.

Aber wenn jemand stirbt, gibt es sicherlich sehr viele Dinge in die Hand zu nehmen. Nicht, dass ich davon viel Ahnung hätte. Mein Vater galt zwar offiziell als tot, war aber, nachdem er auf der kalten Ostsee beim Krabbenfischen über Bord gegangen war, nicht mehr aufzufinden.

»Jetzt beruhige dich, Mama! Woher weißt du, dass Oma gestorben ist?« Vielleicht ist das ja auch alles nur ein Irrtum? Meine Mutter wohnt schließlich in Thailand, also Tausende von Kilometern entfernt. Vielleicht hat sie es nur geträumt. Sie neigt nämlich zu seltsamen Träumen und Visionen, die nicht immer mit der Realität im Einklang stehen.

Einmal, da waren wir noch sehr klein, scheuchte sie uns des Nächstens aus dem Bett, weil sie im Traum die Vision hatte, innerhalb der nächsten zwei Stunden würde die Welt untergehen. War natürlich nichts, aber wir haben die ganze Nacht am Küchentisch gesessen, Kekse gegessen und der Dinge geharrt, die kommen würden. Als unser Vater allerdings von der tosenden Ostsee verschluckt wurde, hat sie selig geschlummert.

Insofern erscheint jetzt ein kleiner Hoffnungsschimmer am dunklen Horizont meines Schlafzimmers. Alles ein Irrtum. Meine Mutter ist wieder komisch. So wird es sein. Oma Elsa schläft friedlich in ihrer Blümchenbettwäsche.

»Ihr Hausarzt hat mich angerufen.«

Okay, das klingt jetzt nicht nach Vision, das klingt nach knallharter Realität. Mir wird augenblicklich eiskalt.

»Und den wiederum hat Hildegard, die Nachbarin, angerufen. Oma hat sich wohl gestern Nachmittag in ihre Holly-

woodschaukel gelegt, und Hildegard hat dann am Abend in den Garten geschaut und da lag sie immer noch dort. Weil sie nämlich einfach gestorben ist. In ihrer Hollywoodschaukel. Unter dem Sternenhimmel. In ihrem Garten, den sie so geliebt hat.«

Meine Mutter weint jetzt so sehr, dass ich die letzten Worte nicht mehr richtig verstehe. Ich bastle mir den Inhalt mehr oder weniger zusammen. Meine Oma ist gestorben, in ihrer Hollywoodschaukel, in der sie vor sich hin schaukelnd die Sommer verbracht hat.

Eine Weile schweigen wir. Also ich schweige und starre aus dem Fenster in die dunkle Nacht, und meine Mutter weint.

»Mama, buch dir einen Flug. So schnell wie möglich. Oder soll ich das für dich machen?«, frage ich nüchtern und lenke mich damit von dem plötzlichen Schmerz in meiner Brust ab.

»Oleang-Do macht das für mich.« Der kleine Mann mit dem großen Herz, mit dem meine Mutter in Thailand eine Pension betreibt. Also er betreibt sie und achtet darauf, dass meine Mutter kein Chaos auslöst, und meine Mutter sorgt für das gute Qi und die spirituelle Betreuung der Gäste.

»Ich, äh, kümmere mich um alles Weitere. Es muss ja eine Beerdigung geben und so ...«

»Danke, Schatz! Ich melde mich, sobald ich weiß, wann ich in Hamburg lande.« In ihren Worten schwingt unverhohlene Erleichterung mit. Erleichterung, dass ihre tatkräftige Tochter Charlotta Ellenberg sich schon um alles kümmern wird.

Ich will schon auflegen, da fällt mir noch etwas ein. »Mama?«, rufe ich in das Handy.

»Was?«, antwortet sie.

»Kannst du bitte Lea anrufen?«, frage ich hoffnungsvoll.

Meine Mutter schweigt ein paar Sekunden. Dann sagt sie schlicht »Nein, Schatz. Das schaffe ich nicht«, und legt auf.

Für einen Moment starre ich die Zimmerdecke an. Dann lasse ich, die tatkräftige Charlotta Ellenberg, mich rücklings auf das Bett fallen und fange endlich an zu weinen.



Kapitel 2

Wir haben Modell Santana und Modell Isolde im Angebot«, erklärt mir die Bestattungs-Fachfrau, während ich ein Gähnen unterdrücke. Allerdings entgleisen mir just in diesem Moment die Gesichtszüge, denn ich entdecke die Preisschilder neben den feilgebotenen Särgen im Katalog.

Modell Santana ist nicht nur wirklich hässlich, nein, Modell Santana kostet auch knackige 1598,20 Euro. Wo genau ist da jetzt das Angebot?

»Das hätte ihrer Oma sicherlich gefallen«, flötet die Dame im schwarzen Kostüm mit der sonderbarsten Dauerwelle, die mir je zu Gesicht gekommen ist, und deutet mit ihrem kurzgefeilten Fingernagel auf das Modell Isolde. Eiche, Messingbeschläge, vermutlich so schwer wie ein Mittelklassewagen und preislich davon auch nicht mehr so weit entfernt. Ob ich Frau Herz vom Bestattungsunternehmen »Herz« wohl sagen kann, dass meine Oma mir einen Vogel gezeigt hätte, wenn sie Modell Isolde jemals zu Gesicht bekommen hätte? Meine Oma war einfach nicht der Eiche-brutal-Typ mit Messing-Gedöns. Meine Oma liebte Weiß, Rosa und Blumenmuster. Sogar ihr Klopapier war mit kleinen weißen und rosafarbenen Blumen bedruckt, und sie war im Besitz von »Hello-Kitty«-Bettwäsche.

»Gibt es das auch in Rosa?«, frage ich und deute auf Modell

Isolde. Bedauernd schüttelt Frau Herz den Kopf. »Wird leider nicht nachgefragt.«

»Ich muss darüber nachdenken«, sage ich und trinke den letzten Schluck Kaffee, der mir unerwartet kalt durch den Hals läuft. Kalt, weil ich hier schon bestimmt zwei Stunden sitze und mir erklären lasse, wie eine ordnungsgemäße deutsche Bestattung abzulaufen hat. Dabei habe ich erst vor sieben Stunden von Omas Tod erfahren, und jetzt sitze ich schon hier und gucke mir Särge an. Ich bin wirklich vorbildlich in Sachen Organisation.

»Gut, das verstehe ich. Aber den Termin für die Trauerfeier halten wir erst mal fest?« Ich nicke, mit einem Kloß im Hals. Besagter Termin zum öffentlichen Trauern wird in zwei Wochen stattfinden. So lange dauert es offensichtlich, bis alles organisiert ist. Und so wird es auch meine Mutter auf jeden Fall schaffen, ihre Wahlheimat trotz Fluglotsenstreik, Unwetter und anderen Unpässlichkeiten zu verlassen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen.

Bis dahin allerdings muss der Sarg ausgewählt sein. Der ist elementar für den Fortgang der ganzen Angelegenheit. Wir werden bei dem Termin in zwei Wochen nämlich die Urne meiner Oma betrauern. In der dann der Sarg einschließlic meiner Oma steckt. Ob das besser war als die Kühlkammer, ihr aktueller Aufenthaltsort, über den Frau Herz mich mit einem herzlichen Lächeln in Kenntnis gesetzt hat, weiß ich nicht. Das alles kommt mir irgendwie surreal vor, und ich habe auch den freundlichen Vorschlag von Frau Herz, der Kühlkammer einen Besuch abzustatten, abgelehnt.

Mir läuft es kalt den Rücken runter, und ich spüre den Druck der drängelnden Tränen in meinen Stirnhöhlen, dem ich aber unter keinen Umständen nachgeben werde. Die

Frau Bestatterin ist natürlich ein Profi im Umgang mit Tränen, erkennt mein Ansinnen, nicht zu weinen, und tätschelt mir sogleich tröstend die Hand. Ihre Worte sind allerdings weit weniger tröstlich.

»Sehen Sie, Frau Ellenberg, es ist eigentlich schon üblich, sich ab einem gewissen Alter mit der Vorsorge und Planung des letzten Ganges zu befassen«, sagt sie leise und schaut mich ernst an.

Oma Elsa hat sich aber wohl lieber mit anderen Dingen befasst, und das obwohl sie schon fünfundachtzig Jahre alt war. Vielleicht hat sie einfach nicht glauben können, dass sie wirklich irgendwann stirbt. Tun ja eigentlich auch immer nur die anderen.

Bedröppelt fahre ich nach Hause. Mit einem Sarginnenausstattungs-und-Sterbehemd-Katalog unter dem Arm betrete ich meine Drezimmerwohnung am Stadtrand von Kiel, schmeiße den Katalog auf das kleine Tischchen vor dem goldenen Spiegel im Flur und streife mir die Pumps von den Füßen. Ich fand den dunkelblauen Hosenanzug heute Morgen der Situation sehr angemessen. Jetzt allerdings finde ich, dass ich aussehe wie eine Stewardess der Lufthansa nach vier Interkontinentalflügen ohne Pause mit zwei Herzinfarkten und einer Geburt an Bord. Meine braunen Haare, die eigentlich freiwillig recht akkurat in der ihnen durch den Frisör genötigten Form bleiben, sind irgendwie wirr. Und ich habe dunkle Schatten unter den Augen. Die rein farblich immerhin hervorragend mit der Farbe des Anzuges harmonieren.

Ich sehe mal richtig beschissen aus.

»Lotta!«, ruft es im nächsten Moment scharf aus meinem Wohnzimmer. Ich schließe für einen Atemzug die Augen.

Ich sehe nicht nur richtig beschissen aus, ich bin auch unfassbar müde.

Langsam streife ich mir die steife Anzugjacke von den Schultern, hänge sie sorgfältig auf, schnappe mir den Katalog und lehne mich gegen den Türrahmen.

Erschöpft betrachte ich meine ganz in schwarz gekleidete Schwester mit den lilafarbenen Strähnen im braunen Haar, wie sie der vollen Länge nach ausgestreckt auf meinem Parkett liegt.

Lea scheint meine Abwesenheit genutzt zu haben, um sämtliche auffindbaren Kerzen zu entzünden. Da Kerzen bei strahlender Frühlingssonne nicht so wirklich zur Geltung kommen, hat sie die Jalousien heruntergelassen und starrt jetzt mit zusammengekniffenen Augen einen Punkt an der weißen Zimmerdecke an. Sie schenkt meinem Auftauchen keinerlei Beachtung.

Ich habe es leider erst heute Morgen um sieben geschafft, sie anzurufen. Schließlich war ich die ganze restliche Nacht nach dem Anruf meiner Mutter mit intensivem Weinen beschäftigt. Ich musste die Zeit nutzen. Man weiß nie, wann man wieder dazu kommt.

Lea tauchte dann auch umgehend bei mir auf, weigerte sich allerdings standhaft, mit mir die Bestatterin aufzusuchen.

Als meine Mutter ihre Tochter Lea genannt hat, dachte sie sicher an eine Sommerkleider tragende und Buch lesende Teetrinkerin mit blonden Locken.

Herausgekommen ist allerdings Lea Ellenberg. Seitdem sie der Pubertät anheimgefallen ist, die sie mit ihrer mittlerweile sechsundzwanzig Jahren leider immer noch nicht wieder verlassen hat, ist sie anstrengend und grundsätzlich dagegen.

Lea ist gegen alles im Allgemeinen, besonders aber gegen Menschen, die eine halbwegs gesellschaftlich akzeptierte Lebensführung pflegen. Also Menschen, die eine eigene Wohnung bewohnen (sie lebt in einer WG voller Mitbewohner ohne Nachnamen), berufliche Perspektiven haben (Lea wechselt gefühlt monatlich ihr Studienfach), einer geregelten Arbeit nachgehen (sie kellnert manchmal, und das auch nur, wenn es wirklich sein muss) und Steuern zahlen. Lea ist also gegen mich. Damit lässt sich die grundsätzliche Situation unserer schwesterlichen Existenz doch mal ganz gut umschreiben. Lea ist gegen mich, und wir können uns so doll streiten, dass ich ein paarmal schon die Befürchtung hatte, mir irgendwelche lebenswichtigen Organe aus dem Leib zu brüllen.

»Ich will nicht, dass Oma tot ist! Scheiße!«, faucht sie in diesem Moment die Zimmerdecke an und klingt dabei wirklich Furcht einflößend.

»Und ich will sie nicht im Sarg Isolde in Eiche-brutal mit Samtausschlag in Weiß in den Ofen schieben lassen!«, fauche ich zurück. Verdammt! Ich will auch nicht, dass Oma tot ist. Jetzt sind wir nur noch zu zweit. Mama zählt nicht, sie ist nicht da. Und zwei ist einfach zu wenig für eine Familie.

»Sag mal, spinnst du? Einen Eichensarg? Für meine Oma?« Lea setzt sich so abrupt auf, dass sie mich aus meinen düsteren Überlegungen reißt, und starrt mich böse an. Das viele Metall in ihren Augenbrauen klirrt leise bei dieser Aktion. Die Zimmerdecke ist sicherlich erleichtert, ihrem bösen Blick entkommen zu sein.

»Ich? Die deutschen Bestatter wohl eher. Und es ist unsere Oma!«, entrüste ich mich und lasse mich neben sie auf den Boden plumpsen.

Mr. Boo kommt unter meinem Sofa hervorgekrochen und springt freudig erregt um mich herum. Wenigstens einer, der sich freut, mich zu sehen, nachdem ich eine gefühlte Ewigkeit zwischen Ausstellungssärgen und vertrockneten Blumengestecken herumgesessen habe.

Ich werfe meiner Schwester den Sarg-Katalog zu und lasse den kleinen, hässlichen und leicht zerfledderten Hund auf meinen Schoß klettern. Mr. Boo ist eine Mischung aus bestimmt acht verschiedenen, vermutlich auch sehr hässlichen Rassehunden. Er hatte ein wirklich schweres Leben, bevor ihm meine Schwester ein neues Zuhause gegeben hat. Genau wissen wir das nicht, aber da sie ihn in einem Karton neben einem Strommast gefunden hat, ist das anzunehmen. Lea hängt mit fast schon kindlicher Liebe an diesem Hund, und das, obwohl Mr. Boo nicht so einfach im Umgang ist. Er hat Angst vor Autos, Männern, sämtlichen Küchengeräten, Computern, Handys und Tageszeitungen. Er befindet sich also fast immer in einem Zustand der furchtsamen Erstarung, und jemand muss ihn ermutigen weiterzuatmen. Vermutlich wäre er in einem Nonnenkloster ohne elektrischen Strom am besten aufgehoben, aber so etwas gibt es in Kiel nicht. Deshalb muss er mit Lea vorliebnehmen, und manchmal eben auch mit mir.

»Du hättest einfach mitkommen können, dann wärst du an der Entscheidung, die ich übrigens noch nicht getroffen habe, beteiligt gewesen«, sage ich spitz, was Lea nur mit einem Achselzucken quittiert.

»Du machst so etwas besser alleine. Du bist doch schließlich Superwoman.«

Ich beiße mir auf die Wange, um nicht sofort etwas ebenso Böses zu erwidern. Manchmal fühlt es sich an, als wären wir

gar keine Schwestern, sondern als käme sie von einem fernen Planeten, auf dem alle lila, klein und böse sind.

»Ich bin nach wie vor dafür, Oma unter dem alten Apfelbaum im Garten einzubuddeln.«

»Sehr hübscher Gedanke, Schwester. Ist aber verboten«, knurre ich düster.

»Na und? Es würde ihr aber gefallen.« Sie grunzt, um ihren Missmut über mich, die offensichtliche Oberspielerin der Nation, zum Ausdruck zu bringen. Lea ist nicht nur grundsätzlich dagegen, sie ist darüber hinaus auch mit dem genetischen Fluch der Weltfremdheit meiner Mutter gesegnet.

»Du willst jetzt aber nicht das sonntägliche Rasenmähen mit dem Eingraben der toten Oma unter dem Apfelbaum gleichsetzen?«, frage ich herausfordernd.

Vernichtender Blick von Lea. Stille. Die Anwesenden machen sich kampfbereit.

»Ich würde es tun!« Lea blinzelt mich an.

»Du hast ja auch einen an der Waffel«, gebe ich zurück. Wir bräuchten ab diesem Punkt nur noch ungefähr drei Worte, um die absolute Hölle losbrechen zu lassen. Aber stattdessen schlucke ich trocken und sage nur: »Ich kann mich jetzt nicht streiten.«

Lea schweigt einen Moment. Dann murmelt sie erstaunlicherweise »Okay!«, sämtlicher Kampfeswille fällt von ihr ab, und sie fängt an zu weinen. Sehr bitterlich. Ihr dünner Körper schüttelt sich wie die Wellen der Ostsee bei Orkanböen ab Stärke acht.

Ich weine nicht mit, obwohl mir wirklich der Sinn danach steht. Aber einer muss in dieser Familie ja handlungsfähig bleiben und einen kühlen Kopf bewahren. Und das bin ich.

Kapitel 3

Wir passieren schweigend das gelbe Ortsschild »Droggendi« und ich schalte einen Gang runter.

Mir ist ganz mulmig zumute, denn im selben Augenblick wird mir bewusst, dass mir jetzt sehr viele erste Male bevorstehen. Das erste Mal vor der Haustür von Oma stehen, und sie wird nicht öffnen. Das erste Mal donnerstagmittags nicht zu ihr fahren und Schnitzel essen. Der erste Winter, an dem sie mich nicht um Mitternacht anruft, um mir voller Freude mitzuteilen, dass sie den ersten Schnee gesichtet hat.

Mein Herz wird plötzlich so schwer, dass ich fast spüre, wie es von innen gegen meine Fußsohlen schlägt. Oma ist tot. Sie ist einfach nicht mehr da.

Wir rollen die Hauptstraße hinunter, und ich werfe Lea einen verstohlenen Blick zu. Neben mir sitzt ein Uhu, der finster durch die Windschutzscheibe starrt. Ihr immer sehr großzügig aufgetragener Mascara hat der Tränenflut nicht standgehalten und sich flächendeckend unter ihren Augen verteilt. Am Ende der Hauptstraße biege ich in den Sonnenblumenweg ab und halte mitten auf der Straße an. Gezwungenermaßen.

»Was'n hier los?«, raunt Lea verrotzt. Ja! Gute Frage! Was um alles in der Welt ist hier los? Der Sonnenblumenweg ist

nur ein schmaler, schlecht geteilter Weg am Ortsrand von Droggenziel, auf dem normalerweise ziemlich tote Hose ist. Schließlich gibt es dort ja nur fünf Häuser. Heute allerdings brennt hier die Luft. Gelinde ausgedrückt. Es scheint eine Party zu geben. Eine große Party, zu der sämtliche 258 Einwohner des Dorfes eingeladen wurden. Und die Partygäste drängen sich allesamt in trauter Eintracht auf dem Sonnenblumenweg. Es sieht ein bisschen aus wie kurz vor einem Rockkonzert.

Auf einmal taucht ein Feuerwehrmann in kompletter Montur vor uns auf und macht energische Handbewegungen, mit denen er uns wohl irgendwohin zu lotsen versucht. Fassungslos starre ich ihn an, bis er zu den hektischen Armbewegungen auch noch eine sehr böse Miene aufsetzt. Offensichtlich glaubt er, dass ich versuche, mich seinen Anweisungen zu widersetzen. Ich lasse das Fenster herunter und frage: »Was ist denn hier los?«

»Hier kann heute kein ruhender Verkehr stattfinden«, antwortet er schneidig, ohne jedoch aufzuhören, mit den Armen zu rudern.

»Ich möchte doch nur ...«, setze ich an, aber da schiebt sich ein weiterer Pulk Menschen an uns vorbei, und der aufgeregte Feuerwehrmann muss kurzfristig mit den Armbewegungen aufhören, um niemandem einen Kinnhaken zu verpassen. Eine ältere, mir unbekannte Frau tippt dem Feuerwehrmann auf die Schulter. »Das sind doch die Enkelinnen von Elsa!«, ruft sie aufgeregt, woraufhin uns der Feuerwehrmann eingehender mustert.

»Ist diese Angabe korrekt?«

»Ja! Lassen Sie uns durch!«, keift Lea neben mir. Der Feuerwehrmann beugt sich tiefer und betrachtet sie interessiert.

Er hat einen monströsen Schnauzbart im Gesicht, der an den Spitzen leicht zittert. Er schweigt ein paar Sekunden, während deren er offensichtlich seinen Blick nicht von meiner Schwester wenden kann. Was ich ihm nicht verüble. Der Uhu in ihrem Gesicht unterstreicht das grelle Lila in ihren sonst dunklen, heute etwas strähnigen Haaren ganz hervorragend. Menschen wie Lea gibt es in Droggenziel sonst nicht. Laut meiner Oma wohnen hier nur sehr anständige Menschen, die das allgemein gesellschaftlich anerkannte Erscheinungsbild in Deutschland repräsentieren. Lea ist ja nun mal anders. Und dagegen.

Als er sich an dem sonderbaren Äußeren meiner Schwester sattgesehen hat, nickt er knapp und sagt formell: »Mein aufrichtiges Beileid!« Dann brüllt er mit tiefer Stimme »Achtung!«, was die Scheiben meines Autos erzittern lässt, und marschiert vor unserem Wagen her, bis zur Einfahrt meiner Oma. Langsam rolle ich ihm hinterher, während die Partygäste dieser sonderbaren Veranstaltung uns Platz machen.

Ich biege auf Omas kleinen Hof ein und manövriere den Wagen unter den alten Kirschbaum, der direkt vor der Treppe zur Eingangstür steht. Omas Haus ist so hübsch. Eine gelungene Mischung aus der Villa Kunterbunt und einem englischen Cottage, garniert mit einem typisch deutschen Jägerzaun und drei Gartenzwergen mit roten Mützen im Vorgarten.

Schweigend bleiben Lea und ich erst mal sitzen. Vermutlich macht es uns beide sehr traurig, das Haus anzustarren, und so starren wir nach ein paar Minuten stattdessen gemeinschaftlich in den Rückspiegel und beobachten das rege Treiben auf dem Sonnenblumenweg.

»Ist heute irgendein Feiertag?«, fragt Lea schließlich.

»Vielleicht nur in Droggendielen?«, mutmaße ich. Es ist ein Samstag. Der 23. März, um genau zu sein.

Oma ist seit exakt drei Tagen tot. Vermutlich hätte ich sofort hierherkommen müssen, schon alleine um mit Hildegard, die Oma gefunden hat, zu sprechen und ihr psychologische Betreuung angedeihen zu lassen, aber ich konnte nicht. Aus schwerwiegenden emotionalen Gründen.

Aber ich bin mir doch wenigstens ziemlich sicher, dass heute kein Feiertag ist.

»Wir sollten aussteigen und ins Haus gehen«, murmelt Lea, die im Rückspiegel offensichtlich just in diesem Moment den Uhu in ihrem Gesicht bemerkt. Sie reibt mit dem Handrücken über ihre Wangen, woraufhin aus dem Uhu Zorro wird. Okay, was auch immer hier los ist, wir können nicht ewig im Auto herumsitzen. Wir müssen im Kühlschrank meiner Oma nach verderblichen Lebensmitteln fahnden, die Wasserhähne kontrollieren und die Fenster schließen.

Was unweigerlich bedeutet, dass wir ins Haus gehen müssen. »Bringen wir es hinter uns«, brummt Lea und knufft mir gegen das Knie, wohl um mich zum Aussteigen zu animieren. Erstaunt sehe ich sie an. Ich hätte fast vermutet, dass sie die Arme verschränkt und mir verkündet, sie würde im Auto bleiben. Aber nein, sie ist schon ausgestiegen und stapft mit entschlossenen Schritten um die Kühlerhaube meines alten Autos herum Richtung Eingangstreppe.

Ich raffe mich auf und folge ihr, komme aber nicht weit. Direkt auf dem obersten Treppenabsatz hockt Lea auf den Stufen. Neben ihr sitzt Hildegard. Omas Nachbarin und beste Freundin.

Die beiden haben gut und gerne über dreißig Jahre in trauter Eintracht nebeneinandergelebt, sich die Äpfel vom

großen Apfelbaum im Garten geteilt, gemeinsam Schnee geschoben, erfolgreich eine Bürgerinitiative gegen eine Windkraftanlage auf den Feldern hinter ihrem Garten organisiert, den neuen Nachbarn beobachtet und samstags »Traumschiff« geschaut.

Hildegard hat Leas Hand in die ihre genommen, und gemeinsam hocken sie weinend auf der Treppe. Lea tropfen schwarz gefärbte Tränen auf ihren schwarzen Pullover, und Hildegard trägt wie in den vergangenen Jahren eine Kittelschürze. Diesmal allerdings dem Anlass angemessen in tiefem Grau. Sofort greift das schlechte Gewissen nach mir. Ich hätte sie ja wenigstens anrufen können. Oma tot in der Hollywoodschaukel zu finden war bestimmt ein traumatisierendes Ereignis. Mir läuft es kalt den Rücken runter.

»Da seid ihr ja endlich!«, schnauft Hildegard, und ich lasse mich entkräftet auf eine der unteren Stufen sinken. Mit »ihr« meint sie definitiv mich, denn während sie Leas zarte Hand fast schon liebevoll hält, ist ihr Blick in meine Richtung leicht strafend.

»Salim hatte schon Sorge, dass ihr nicht kommt, und telefonisch habe ich dich nicht erreicht«, sagt Hildegard und zieht die Augenbrauen noch ein wenig mehr zusammen. Ah, eine der vielen unbekanntenen Telefonnummern, die ich im Eifer des Gefechts einfach vergessen habe zurückzurufen.

»Wozu denn nicht kommen?«, fragt Lea und reibt sich mit dem Ärmel ihres Pullovers durch das Gesicht. Da ist aber nicht mehr viel zu machen. Die optische Katastrophe wird nur noch mit heißem Wasser und Scheuermilch zu beseitigen sein.

»Na, zum Kringel-Backen!«, antwortet Hildegard erstaunt, als wäre es das Normalste der Welt, am 23. März Kringel zu

backen. In Droggenziel. Im Sonnenblumenweg. Wo die Feuerwehr den Verkehr regelt und sämtliche Einwohner wie zum Karneval durch die Straße ziehen.

Ah. Klar. Bitte was?

»Der Salim und seine Frau Esra kommen doch aus der Türkei.« Hildegard hat jetzt etwas die Stimme gesenkt, als wäre es ihr peinlich, dass wir so unwissend sind. Wobei auch diese Aussage mir nicht wirklich auf die Sprünge hilft. Fragend zucke ich mit den Achseln.

»Na, ich dachte, ihr jungen Leute kennt euch mit so etwas aus!« Empört zieht Hildegard jetzt die Augenbrauen hoch. »Ihr internetet doch immer alles. Da müsst ihr das doch kennen.« Sie seufzt. »Aber Salim und Esra kennt ihr?«

Lea und ich nicken gleichzeitig. Natürlich kennen wir die zwei. Sie leben seit gut zehn Jahren direkt gegenüber von Oma, in einem der kleinen Siedlungshäuser aus den Sechzigerjahren. Ich habe sie allerdings erst ein paarmal getroffen, das letzte Mal zum alljährlichen Apfelkompott-Einkochen in Omas Küche, zu dem sich das halbe Dorf trifft.

»Na, und in der Türkei backt man halt Kringel, wenn jemand gestorben ist. Normalerweise backt man ja für seine verstorbenen Verwandten Kringel, aber ihr hattet das ja nicht vor, richtig?«

Nein. Wir hatten nicht vor, für das gesamte Dorf Kringel zu backen. Wir wollten nur den Kühlschrank leer räumen.

»Dann gehen wir da jetzt mal hin. Das gehört sich so!« Ächzend erhebt Hildegard sich. Lea reibt noch ein wenig am Uhu herum, folgt ihr dann aber kommentarlos. Dabei wäre dies ein guter Moment, um mal dagegen zu sein. Einfach zur Demonstration, dass wir nur aus Unwissenheit und tiefer Trauer nicht früher hier vorbeigekommen sind und

nicht aus purer Ignoranz wichtiger allgemein anerkannter Regeln.

Ob es ungeschriebene Gesetze bei einem Sterbefall in Schleswig-Holstein gibt, die ich allesamt nicht kenne? Vielleicht hätte ich schon vor achtundvierzig Stunden die gesamte Droggendieler Bevölkerung zu einem Schnaps einladen müssen?

Oder eine Fahne hissen, oder ... was weiß ich.

»Ach Oma. Ich kenne mich damit einfach nicht so gut aus«, seufze ich tonlos gen Himmel, nehme mir aber augenblicklich vor, es niemanden merken zu lassen. Das mit der Ahnungslosigkeit. Und dann stürze ich mich ins Gewühl.

Oma hat über dreißig Jahre in diesem kleinen Ort gelebt, was dazu führt, dass jeder sie zu kennen scheint. Ich hingegen kenne kaum einen der vielen Menschen, die mir mitfühlend die Hand schütteln oder mir auf die Schulter klopfen. Trotzdem brummt mir nach wenigen Minuten von den ganzen Beileids-Bekundungen und betroffenen Mienen der Schädel.

Endlich habe ich mich bis zum Gartenzaun von Salim und Esra vorgekämpft, wo ein kleiner weißer Pavillon aufgebaut ist. Darunter steht ein großer Topf auf einer elektrischen Herdplatte, hinter der Salim mit einer Schöpfkelle kleine, fetttriefende Gebilde in Plastikteller schaufelt und sie an Esra weiterreicht, die wiederum jedem in der langen Schlange einen in die Hand drückt.

Links von ihm steht kerzengerade eine kleine Frau mit einem bunt bedruckten Kopftuch, die mit energischen Bewegungen für Teignachschub im Topf sorgt. Das Ganze wirkt generalstabsmäßig durchgeplant, denn unter dem Tisch mit

dem Topf drauf stehen noch diverse weitere Töpfe mit Teig drin und warten auf ihren Einsatz.

Ich habe mich irgendwie durch Zufall in die Schlange eingereiht und werde Meter um Meter weitergeschoben, bis ich direkt vor Esra stehen bleibe. Sie hält mir schon mit einem freundlichen Lächeln einen Plastikteller entgegen, als sie mich erkennt. Mit einem Aufschrei knallt sie den Teller auf den Tisch, schubst die Umstehenden unsanft beiseite und zieht mich in ihre Arme. Dabei geht sie mir gerade mal bis zur Brust, insofern hänge ich für einen Moment wie ein Fragezeichen an sie gelehnt, bis sie mich endlich wieder loslässt.

Dann folgt die gleiche Prozedur, nur mit Salim, der den Topf kurzerhand im Stich lässt. Und dann kommt noch die kleine Frau mit dem Kopftuch, die mir als seine Mutter vorgestellt wird, mich auf beide Wangen küsst und einen unverständlichen Schwall an Worten auf mich abfeuert.

»Danke«, murmle ich und suche verzweifelt nach einer Fluchtmöglichkeit, die es aber nicht gibt. Der Teller mit dem Kringel, der eigentlich mehr wie ein Klops aussieht, landet wieder in meiner Hand – köstlich, wie ich sagen muss –, und Salim hält eine kleine Ansprache.

»Verehrte Droggendieler! Liebe Lotta, liebe Lea!« Dabei reckt er sich lang, um über die Köpfe der gespannt wartenden Anwesenden nach meiner Schwester Ausschau zu halten. Der scheint aber die Flucht gelungen zu sein, denn er wendet sich wieder mir zu.

Ich werde augenblicklich puterrot. Ein kleines Erdbeben wäre jetzt schön. Oder ein Übungsalarm der freiwilligen Feuerwehr. Irgendetwas, das die Droggendieler dazu veranlasst, mich nicht mehr so anzustarren. Aber das Universum hat kein Einsehen, und Salim fährt ungerührt fort: »Elsa

Ellenberg hat uns vor zehn Jahren hier in eurem wunderschönen Ort willkommen geheißen, und dafür ehren wir sie heute mit einer langjährigen Tradition aus unserer Heimat. Sie hat uns aufgenommen wie ihre Kinder, und unser Herz ist sehr schwer!« Er macht eine bedeutungsschwere Pause und wischt sich mit dem Handrücken über die Augen.

»Wir werden sie vermissen!« Für einen Moment senkt sich Schweigen über die Versammlung, man hört nur noch das leise Schmatzen derjenigen, die unerlaubt während der Rede weiter ihre gekringelten Klöppe knabbern, dann hebt Salim seinen Teller und ruft: »Auf Elsa!« Alle tun es ihm gleich, und ich sehe zu, dass ich Land gewinne.

Als ich endlich vor Omas Haustür stehe, fummle ich ungeschickt und mit einer Hand, weil ja immer noch den fettigen Kringel in der anderen, den Schlüssel ins Schloss.

Die Tür schwingt auf, und ich schlüpfte in den kleinen Flur. Sofort umfängt mich Omas Duft und löst eine ganze Lawine von Gefühlen in meinem Innersten aus. Ich blinzele durch den Tränenschleier vor meinen Augen und starre auf die verblasste Blümchentapete in Orange, die die Wände des Flurs schmückt. Langsam tastet meine freie Hand nach dem alten Lichtschalter, und ich drehe den Knauf. Mit einem sanften Knacken nimmt die alte Deckenleuchte in Ockergelb ihre Arbeit auf und taucht alles in einen sanften Schein.

Ich lehne mich gegen die Wand und spüre, wie die erste Träne in die Freiheit entfleucht. Sie rollt langsam und bedächtig meine linke Wange hinunter, macht einen Abstecher zum Mundwinkel und ist dann immer noch groß genug, um auf meinen Mantel zu tropfen.

Es gibt Dinge im Leben, die sind unveränderlich. Der Geruch von Omas Haus gehört dazu. Es riecht immer ganz

leicht nach etwas in Butter Ausgebackenem, als wären sämtliche Mauern in der Lage, dieses wohltuende Aroma auf ewig zu speichern. Und nach Zimt. Und nach Kartoffelschalen und Omas zartem Mädchen-Parfüm. Es riecht einfach nach Oma, der einzigen unveränderlichen Variablen in meinem Leben. Bis vor drei Tagen.

Jetzt ist alles anders, und schlagartig löst der in der Luft hängende Duft nach Geborgenheit sich auf und mir wird schlecht. Plötzlich fällt mir etwas ein. Etwas, was ich bis jetzt erfolgreich verdrängt habe. Nämlich die Frage, was mit diesem Haus passieren wird. Ich lehne mich gegen die Wand mit der Blümchentapete und atme erneut tief durch. Vermutlich wird meine Mutter das Haus erben. Und dann? Wird sie es verkaufen? Beim Gedanken, dass hier fremde Menschen leben könnten, wird mir spontan noch übler.

Für einen Moment sehe ich thailändische Mönche vor mir, Hildegards handgestrickte Schals um die bibbernden Leiber geschlungen, Schnee schippend und meditierend im Garten von Omas Haus, und meine Mutter mittendrin.

»Lotta?« Ein Duett von irgendwoher. Ich zucke erschrocken zusammen. »Ja?«, frage ich und muss mich räuspern. Schnell wische ich mir die Reste der Träne mit dem Ärmel meines Mantels ab und gehe mutig durch die Tür in die Küche. In der es ebenfalls aussieht wie immer. Auf dem kleinen weißen Resopaltisch steht eine Vase mit rosafarbenen Tulpen, die gemeinschaftlich mit dem Orange der Küchenfronten um Aufmerksamkeit heischen. Alles ist ordentlich und aufgeräumt. Wie immer gibt der alte Linoleumfußboden leicht nach, als ich nach links ins Wohnzimmer abbiege.

Hildegard und Lea sitzen einträchtig auf dem durchgesehenen Sofa, auf dem schon meine Mutter als Kind die »Se-

samstraße« gesehen hat. Vor ihnen auf dem Couchtisch steht eine durchsichtige Flasche, und die Damen halten jeweils ein kleines Glas in den Händen. Lea hat einen leicht abwesenden Gesichtsausdruck, wohingegen Hildegard mit ihren plötzlich rosigen Wangen aussieht wie das blühende Leben.

Zackig hebt Hildegard das Glas und verkündet mit fester Stimme: »Auf Elsa!« Dann kippt sie den Inhalt hinunter, als wäre es Wasser, während Lea ihr einen bewundernden Blick zuwirft und nur einen kleinen Schluck nippt, nicht ohne sich hinterher zu schütteln.

»Wie?«, frage ich fassungslos. »Ihr seid getürmt und hockt hier auf dem Sofa, um Schnaps zu trinken?«

»Das macht man auf dem Land so«, erklärt Hildegard ernst. »Im Küchenbuffet ist noch ein Glas.«

Ich schüttele den Kopf. »Danke. Ich muss noch fahren.«

»Also, ich habe die Küche auf Vordermann gebracht und den Kühlschrank ausgeräumt. Elsa hatte noch eine fast unangetastete Blutwurst von Fleischer Meyer da drin. Wollt ihr die haben? Sonst gebe ich sie dem Grafen.«

Blutwurst? Herrgott. Ich würde gerne auf dem abgetretenen Teppich meiner Oma zusammensinken, stattdessen muss ich Entscheidungen über Blutwurst treffen.

»Also bringe ich sie ihm rüber?« Hildegard wartet immer noch auf eine Entscheidung bezüglich der Wurst. Ich nicke schwach. Der Graf ist Omas geheimnisvoller Nachbar, den ich bis jetzt, obwohl er schon fast ein Jahr hier wohnt, noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Immer wenn ich da war, war er beruflich unterwegs, dabei hätte Oma ihn mir sehr gern vorgestellt. Wenn er Freude an Wurst hat, soll er sie haben.

»Und der Garten muss unbedingt vertikutiert werden. Elsa

wollte das schon letzte Woche machen ...« Hildegard gießt sich schnell das Glas voll und kippt es hinunter. »... aber sie ist nicht mehr dazu gekommen. Wer macht das denn jetzt?«

Blutwurst. Vertiku... was auch immer. Wäre Oma jetzt hier, würde sie mit ernster Stimme sagen: »Hildegard, lass das mal nach! Das ist jetzt unpassend.«

Aber Oma ist nicht hier. Niemand gebietet Hildegard Einhalt.

»Und der Wasserhahn tropft. Der Klempner müsste dringend kommen.«

Ich sage nichts, weil ich kein einziges Wort in meinem Hirn auftreiben kann. Aber Lea sagt etwas. »Hildegard, lass das mal nach! Das ist jetzt unpassend!«, sagt sie streng.

»Ich weiß«, seufzt Hildegard. »Aber ich kann es nicht fassen, dass Elsa nicht mehr da ist. Ich habe das Gefühl, dass ich irgendetwas für sie tun kann, indem ich mich darum kümmere, dass hier alles gut weiterläuft. Ich habe sogar schon den Fußboden gewischt und die Biomülltonne ausgewaschen.«

Tröstend legt Lea ihr den Arm um die Schulter, und Hildegard fängt übergangslos an zu weinen. Lea weint nicht, also könnte ja theoretisch ich ... Aber in diesem Moment fängt auch meine kleine Schwester wieder an zu schluchzen, und ich beiße mir fest von innen auf die Wangen.



Kapitel 4

Ich werde geweckt, weil meine Nachbarin unten links viermal hintereinander »JACQUELINE!« brüllt. Sie brüllt den Namen dabei übrigens genau so, wie man ihn schreibt. Das tut sie jeden Morgen, um »JACQUELINE«, ihrer Tochter, unmissverständlich mitzuteilen, dass es Zeit ist, das Haus zu verlassen.

Im nächsten Moment knallt über mir eine Tür, und Frau Helmeckes scharfe, stakkatoähnliche Schritte hallen durch den Hausflur. Sie eilt die Treppe hinab. Aus reiner Gewohnheit fange ich beim ersten Knall an zu zählen, komme bis zur 23, dann knallt auch die Haustür so fest ins Schloss, dass die Scheiben meines Schlafzimmerfensters sanft erzittern. »JACQUELINE« macht beim Verlassen des Hauses weniger Lärm, weil sie nicht erst die Treppen hinuntereilen muss. Was bedeutet, dass das Kind immer noch zu Hause ist, womit sie zu spät zur Schule kommen wird. Was nun wiederum nicht mein Problem ist, deshalb gähne ich ausgiebig, drehe mich um und will gerade wieder die Augen zumachen, als mir siedend heiß einfällt, dass die Schule um acht beginnt. Üblicherweise fängt »JACQUELINES« Mutter um halb acht an zu brüllen. Um halb acht sollte ich aber bereits, mein Frühstück vertilgt, die Haare geföhnt, an meinem Schreibtisch hocken.

Zack! sitze ich senkrecht im Bett. Ein Blick auf meinen

Wecker bestätigt meine Vermutung. Ich habe verschlafen. Und zwar granatenmäßig. Es ist Dienstag, Tag sechs nach Omas Tod und ein Arbeitstag. Der Wecker klingelt sonst um kurz nach sechs, weil ich morgens nichts mehr hasse als Hektik.

Jetzt ist es Viertel vor acht. Jetzt gibt es hier Hektik frei Haus.

Ich schmeiße die Bettdecke von mir, schnappe mir meine Klamotten, renne ins Bad und schlüpfе hinein. Haarewaschen und Duschen muss ich auf später verschieben, dafür ist keine Zeit mehr. Wenigstens putze ich mir noch die Zähne, dann laufe ich in die Küche und schmeiße die Kaffeemaschine an. Während der Kaffee fröhlich in die Kanne gurgelt, kaue ich in Windeseile eine Banane. Dann schlüpfе ich in meine Büro-Pumps, kippe den Kaffee in meinen Warmhaltebecher und sprinte über den Flur.

Zu spät ins Büro kommen, das gibt gewaltig Ärger mit der Chefin. Und die ist zur Zeit sowieso nicht gut auf mich zu sprechen, weil ich meinem Zeitplan um exakt drei Tage hinterherhinke. Tote Oma hin oder her. Da kennt sie nichts. Und meiner Oma hätte das schon gar nicht gefallen. Sie war sehr für Pünktlichkeit und Ordnung.

Exakt eine Minute später falle ich auf meinen Bürostuhl, knalle den Kaffeebecher auf die Schreibtischplatte und fahre den Computer hoch. Mit einem leisen Surren erwachen die beiden großen Monitore auf meinem Tisch zum Leben, und ich verstecke schnell die offene Tafel Vollmilchschokolade in der Schreibtischschublade.

»Guten Morgen, liebe Charlotta! Was für ein wunderbarer Tag!«, begrüßt mich der Hauptmonitor mit großen Lettern liebenswürdig, so wie ich ihn programmiert habe.

»Das ist kein wunderbarer Tag, aber trotzdem guten Morgen«, antworte ich müde.

Meine Stimme ist noch ganz rau vom Schlaf und von den Tränen der vergangenen Nacht, als mein Blick in den Spiegel neben dem Schreibtisch fällt. Meine Chefin sieht heute wirklich nicht gut aus. Ich fahre mir schnell durch meine heute platten, schulterlangen Haare und kneife mich dann energisch in die Wangen, um wenigstens etwas Farbe in mein Gesicht zu zaubern. Dann sage ich zu meinem Spiegelbild: »Entschuldigung für die Verspätung. Aber das Leben ist gerade nicht so einfach für mich.«

Als freiberufliche Übersetzerin bin ich, Charlotta Ellenberg (im beruflichen Umfeld pflege ich meinen vollen Namen zu benutzen), auch zeitgleich meine eigene Chefin.

Two in one sozusagen. Ich muss diese beiden Persönlichkeiten allerdings strikt trennen, denn alles andere führt mich direkt in die Hölle. Und ich spreche aus den Erfahrungen der rot glühenden Übersetzungshölle.

Ich habe Anglistik studiert und übersetze für zwei große Verlage englischsprachige Liebesromane ins Deutsche. Ich kann davon leben, weil ich wirklich schnell arbeite. Mein Gehirn scheint da über eine genetisch günstige Disposition zu verfügen, womit ich quasi simultan übersetze. Ich lese, übersetze, und zu fast neunzig Prozent habe ich auch schon den besten Tonfall getroffen.

Also ich bin ziemlich gut in dem, was ich tue. Bis ich allerdings endlich dazu kam, mein Hochleistungshirn für Übersetzungen auch optimal zu nutzen, hat es einige Zeit gedauert. Die ich dann wiederum in der Übersetzungshölle verbracht habe.

Am Anfang meiner freiberuflichen Laufbahn neigte ich

nämlich zum zwanghaften Verlottern. Die Versuchung, wenn der Schreibtisch nur um die Ecke steht, einfach mal im Schlafanzug an die Arbeit zu gehen, ist groß. Und wenn man einmal im Schlafanzug vier Bände von »Fesseln der Lust« übersetzt hat, wird man leichtsinnig und glaubt, man könne ja auch mal zwei Tage ganz freimachen und würde den Rest schon locker aufholen. Was bei mir wiederum dazu führte, dass die Deadlines anfangen, mich zu bedrohen. Der übliche Jargon der Branche hätte mich aufmerksam machen müssen: Deadline klingt nicht nach Sonnenschein und Shoppen während der Arbeitszeit. Es gab Wochen, in denen ich rund um die Uhr gearbeitet habe. Und das überall. Im Bett, auf dem Sofa, auf dem Balkon. Womit es nirgends in meiner Wohnung mehr einen Ort gab, an dem es nicht nach Arbeit roch. Da musste ich dann ganz dringend zum Entspannen in den Supermarkt gehen und vor dem Milchprodukte-Regal meditativ Erdbeerejoghurts anstarren.

Ich nippe an meinem Kaffee, schiebe mir heimlich ein Stück Schokolade in den Mund und widme mich erst mal den Briefen, die ich gestern Abend noch schnell aus dem Briefkasten geklaut habe.

Zwei Rechnungen, eine Einladung meines Zahnarztes zur jährlichen Prophylaxe und ein dubioses Angebot, in kürzester Zeit sehr viel Geld zu verdienen. Dann lande ich beim letzten Brief in meinem Stapel. Er ist in umweltfreundliches graues Papier gehüllt und besitzt eine Ehrfurcht einflößende Aura. Links oben ist ein kleiner Stempel. Die zarte blassblaue Schrift verkündet mir den Absender: Notar Dr. Gottke.

Menschen wie ich, deren schwerwiegendste Korrespondenz aus Streitschriften mit der Telekom besteht, verfallen

beim Anblick solch hochoffizieller Schreiben gerne mal in eine leichte Schockstarre.

Der Brief scheint mit jeder Sekunde, die ich ihn länger in den Händen halte und anlotze, schwerer zu werden. Ein paar Atemzüge bin ich gefangen von der hochamtlichen Ausstrahlung, dann reiße ich mich zusammen und den Brief auf.

»Einladung zur Testamentseröffnung«, steht in der Betreffzeile. Ich überfliege den Rest. Wir haben einen Termin. Nächste Woche. In dem es um das Testament meiner Oma geht. Ein Schreiben vom Nachlassgericht wird folgen, kündigt man an.

Erleichterung durchflutet mich. Oma hat nicht nur ein Grab reserviert, sondern auch ein Testament aufgesetzt. Das hat sie gut gemacht. Bevor ich jedoch mit meiner wirklichen Arbeit anfangen kann, informiere ich mich noch schnell mit Hilfe von Frau Google über die Aufgaben eines Notars. Er ist ein Vorleser von Verträgen und belehrt Unwissende über juristische Sachverhalte. Dafür bekommt er sehr viel Geld.

Ich schliesse daraus, dass Notare völlig spaßfreie, absolut ernsthafte Charaktere haben müssen, und spüre schon jetzt eine leichte Ehrfurcht in mir aufsteigen. Sicherlich ist diese Tätigkeit gut dazu geeignet, unter gewissen Umständen und je nach Veranlagung zu einer mittelstark ausgeprägten Form des Größenwahns zu neigen. Wie auch immer: Bei einem Notar scheint es sich um absolut hochkompetentes Fachpersonal zu handeln, und ich beschliesse, auf das Beste zu hoffen. Frohen Mutes greife ich nach rechts und nehme das erste Blatt vom Stapel meiner aktuellen Übersetzung. Eine ergreifende Liebesschnulze, in der es schon auf Seite sieben den ersten ausufernden Sex auf dem Küchentisch gab. Mit

Worten beschrieben, die einfach unübersetzbar ins Deutsche sind. Knifflige Nummer. Abgabe in einem Monat.

Leise ziehe ich die Schreibtischschublade wieder auf und breche mir ein weiteres Stück Schokolade ab. Kauend lese ich den ersten Satz. Irgendwo im Haus fällt eine Tür ins Schloss. Mit Schmackes. Womit kurzfristig die Wände beben und mein Gehirn den Faden verliert. Es ist eh überlastet. Ich bin in Trauer, habe zu wenig geschlafen, und nur wenige Zentimeter von mir entfernt liegt die Vorladung eines Notars.

Okay, Jacqueline dürfte jetzt mit absoluter Verspätung auf dem Weg in die Schule sein. Nächster Versuch. Nächstes Stück Schokolade.

Direkt unter mir beginnt ein leises Dröhnen. Genervt schließe ich die Augen und lege den Kopf auf die Tischplatte. Jacquelines Mutter saugt die Wohnung. Es rumst. Sie saugt nämlich nicht nur die Wohnung, sie rammt mit ihrem Hochleistungsstaubsauger der neuesten Generation auch gern sämtliche Türen und Wände, die sich ihr in den Weg stellen. Für das Dröhnen habe ich mir im Laufe der vergangenen Jahre eine nette Brücke der Ignoranz gebaut. Ich stelle mir einfach vor, es sei Meeresrauschen. Nur leider passt das Rumsen rein thematisch überhaupt nicht dazu, womit es mich jedes Mal wieder aufs Neue aus dem Konzept bringt.

Und dann klingelt es auch noch an meiner Tür, woraufhin Jacquelines Mutter umgehend dem Staubsauger den Saft abdreht, vermutlich um zu ihrer Haustür zu eilen und sich vor dem Türspion zu positionieren. Wenn ich nicht aufstehe, um den Besucher hereinzulassen, wird sie es tun. Und ihm auch gleich noch mitteilen, dass ich auf jeden Fall da sei. Schließlich stehe mein Auto vor der Tür. Und ich sei ja immer da, denn ich arbeite ja von zu Hause.